

C'est la vie

Sie sah ihn zum ersten Mal an einem Sonntag im März.

Der Regen, der auf das Dachfenster prasselte, hatte Judith geweckt, und sie war in die Küche geschlichen, um Kaffee zu kochen. Es war früh und noch nicht richtig hell, und als sie Licht machte, saß er da und sah aus dem Fenster.

„Hallo“, sagte Judith. Sie war es gewohnt, dass Maya farbige Männer mitbrachte, denn seit ihrem Keniatrip hatte ihre Mitbewohnerin eine Schwäche für afrikanische Trommeln und Männer.

„Ich bin Judith. Möchtest du einen Kaffee?“

Er nickte. Seine Züge waren seltsam starr. Judith kam er vor wie ein Anzugtyp, seine Jeans passte so wenig zu ihm, wie er zu der flippigen Maya passte, aber das war nicht ihr Problem, und so goss sie ihm Kaffee ein und ging in ihr Zimmer. Judith wusste, dass die andern sie wunderbar fanden, weil es sie glücklich machte, dem Regen zu lauschen und philosophische Essays zu lesen. Das Kopfende ihres Bettes stand genau unter dem Dachfenster, und sie liebte es, zuzusehen, wie die Tropfen auf die Scheibe fielen und sich gemächlich ihre glitzernden Wege bahnten, während sie in den Texten nach bedeutsamen Sätzen suchte, um dann innezuhalten und die Worte explosionsartig in sich platzen zu lassen.

Maya konnte dieser Art Glück nichts abgewinnen, aber Maya war ohnehin anders. Sie studierte Ethnologie, und sie sah auch so aus, und wenn Judith sich abends ihren Schlaftee kochte, schwärmte Maya erst in die Nacht aus. Sie ging trommeln oder tanzen, und morgens saß dann manchmal ein Mann in der Küche. Die Männer hießen Yasin, Edmond oder Ayé, aber Judith sah sie höchstens drei Mal und machte sich bald nicht mehr die Mühe, ihre Namen zu lernen. Doch bei Ibrahim war das anders.

Als Judith joggen gehen wollte, war er immer noch da, und Maya folgte ihr ins Bad und meinte, Ibrahim hätte bei seinem Bekannten ausziehen müssen, und er könne doch erst einmal hier wohnen, sie würde ihr Arbeitszimmer räumen, da könne Judith ja nichts gegen haben, und er werde auch nur ihr Bad benutzen und Judith nicht stören, er sei ein ruhiger Typ. Judith wusste nicht, was sie sagen sollte. Maya lebte schon länger hier, und obwohl sie gleich viel Miete zahlten, war klar, dass die Wohnung mehr Maya gehörte. Außerdem hatte Maya wirklich zwei Zimmer, und Judith ihr eigenes Bad. Die Vorstellung, die Wohnung mit einem Mann zu teilen, störte sie trotzdem, aber sie schaffte es einfach nicht, „Nein“ zu sagen. Also nickte sie nur und verschwand schnell.

Die Stadt sah wie frisch gewaschen aus, und Judith lief, bis die Beine ihr wehtaten. Als sie zurückkam, presste sie kurz die Augen zusammen und wünschte ganz fest, dass niemand zu Hause war, doch kaum dass sie die Tür aufgestoßen und die Schuhe abgestreift hatte, sah sie ihn in der Küche sitzen.

Ibrahim.

Seine Gegenwart machte sie kribbelig.

Sie ging ins Bad, duschte und trocknete sich in Zeitlupe ab, den Kopf, die Arme, die Füße, die Zehen, doch als sie raus kam, saß er immer noch da.

Judith ging in ihr Zimmer und schlug Kierkegaard auf. Die Sätze starrten ihr fremd entgegen. Sie legte Musik auf, räumte auf, fing an, einen Brief zu schreiben, stand vorm Regal, nichts ging, sie fühlte sich fremd in der Wohnung.

Selbst durch die Wand konnte sie Ibrahims Gegenwart spüren, es brachte definitiv nichts, weiter hier im Zimmer zu hocken und zu wünschen, er würde verschwinden. Ein Problem, das man erkannt hatte, konnte man angehen, schließlich studierte Judith nicht umsonst Philosophie.

Ibrahim sah sie nicht an, als sie sich zu ihm setzte.

„Wo kommst du her?“, fragte sie. „Where do you come from?“

Er schwieg. Ihr Französisch war schlecht. „Où, où...“

„Warum wollen alle das wissen?“ Er klang abweisend.

„Ich versuche doch nur dich kennen zu lernen.“

Da lächelte er, doch viel bekam sie nicht aus ihm raus. Er war 28 Jahre alt, lebte seit drei Jahren in Deutschland und arbeitete in einer Zementfabrik. Er kam aus Westafrika, wollte aber nicht sagen woher genau. Er hatte drei Schwestern und einen jüngeren Bruder, und als er diesen erwähnte, kam Leben in seine Züge. „Muhammad wird studieren“, sagte er, und er öffnete dabei die Arme, als ob seinem Bruder die Welt offen stehe.

Judith wusste nicht, ob Maya und Ibrahim was miteinander hatten. Sie sah Ibrahim nie aus Mayas Zimmer kommen, und auch sonst verhielten die zwei sich nicht wie ein Paar. Maya ging abends aus, während Ibrahim meist zu Hause blieb und in der Küche saß, bis die Sonne fort war. Anfangs nervte Judith seine reglose Gegenwart, doch dann gewöhnte sie sich daran, denn Maya hatte Recht gehabt, er machte keine Probleme. Ibrahim war ruhig, er putzte, und er kochte für alle. Als sie ihm erklärt hatten, dass bei ihnen jede für sich koche, hatte er den Kopf geschüttelt und sie mitleidig angesehen. Er ließ sich nicht davon abhalten, für alle zu kochen, und das mit den getrennten Küchenschrankfächern schien er auch nicht zu schnallen. Ständig stellte er seine Wurst in Judiths Fach, oder er nahm Mayas Butter statt seiner. Sie sagten es ihm immer wieder, aber er hielt sich nicht dran, und irgendwann gaben sie die getrennten Fächer auf und kauften Butter und Aufstrich für alle.

Wenn die Sonne weg war, verzog Ibrahim sich ins Wohnzimmer. Er sah gerne „Wer wird Millionär“ und sein strenges Gesicht leuchtete auf, wenn er die Antwort wusste. Judith gewöhnte sich an, neben ihm auf dem Sofa zu sitzen, Nüsse und Früchte zu essen und mit zu raten, ob Antwort a, b oder c richtig war. Als es wärmer wurde, saß Ibrahim abends oft auf der Dachterrasse und trank Minztee. Der Duft der frisch aufgebrühten Blätter lockte Judith zu ihm nach draußen, und dann saßen sie dort auf den alten Holzstühlen zwischen dem blühenden Ginster, nippten am Tee und sahen über die Dächer.

„Hast du Heimweh?“, fragte Judith ihn eines Abends.

Er verstand das Wort *Heimweh* nicht, doch als sie es ihm erklärt hatte, fuhr er sie an, „Was denkst du denn?“

Sie zuckte zusammen. „Warum gehst du dann nicht zurück?“

Ibrahim warf ihr einen dieser Blicke zu, die klar machten, dass sie keine Ahnung hatte, und Judith kam sich fehl am Platz vor.

Trotzdem, im Nachhinein würde sie sagen, dass sie Freunde gewesen waren. Auch wenn seine Welt ihr fremd blieb und sie kaum etwas wusste von ihm, hatten sie zu einer Vertrautheit gefunden, die für Judith ungewohnt war. Abends liefen sie oft am Fluss entlang, und Judith stellte ihm philosophische Fragen. Manchmal ließ er sich darauf ein und diskutierte mit ihr, aber manchmal lachte er und meinte, dass nur Deutsche sich so etwas fragen könnten. Er kochte für Judith, er reparierte ihr Rad, und als sie am Boden zerstört war, weil sie eine drei in der Logik-Klausur hatte, brachte er ihr Minztee und erzählte ihr ein afrikanisches Märchen.

Ja, sie waren Freunde gewesen, vielleicht wäre mehr draus geworden, doch eine SMS war der Anfang vom Ende. Ibrahim hatte Fisch gekocht, als sein Handy summt. Er las die Nachricht, sprang auf und stürzte davon. Als er nicht wiederkam, räumte Judith den Tisch ab und ging in ihr Zimmer. Morgens fragte sie Maya, was los war, doch die hatte nichts mitgekriegt, und als Judith abends von der Uni nach Hause kam, war von Ibrahim nichts zu sehen. Sie setzte sich ins Wohnzimmer und stellte den Fernseher so laut, dass Günther Jauchs Stimme durch die ganze Wohnung dröhnte. Doch Ibrahim kam nicht.

Erst am Tag darauf erfuhr Judith, was los war. Sein Bruder hatte gesimst, dass er sich auf den Weg gemacht hatte. Zu ihm. Nach Europa. Und Ibrahim war verzweifelt.

„Aber was ist so schlimm daran?“ Judith verstand es nicht.

Ibrahims Blick wurde hart. „Es ist gefährlich. Schon der Weg zur Küste. Und dann die Fahrt übers Meer.“

„Du hast es doch auch geschafft.“

„Beim zweiten Versuch. Viele, die mit mir im Boot waren, sind ertrunken, und Muhammad kann nicht schwimmen.“

„Es ist das Mittelmeer, und es wird Sommer“, versuchte sie ihn zu trösten. Doch Ibrahim schüttelte wieder wütend den Kopf und ging in sein Zimmer. Judith schämte sich und versuchte sich vorzustellen, dass *ihre* Schwester in einem Fischerboot das Meer überquerte. Die siebzehnjährige Nora in einem alten Kahn und um sie nur Wasser und Sonne.

Kein Land in Sicht. Sie konnte es sich nicht vorstellen.

Warum riskierten diese Menschen ihr Leben?

Judith setzte sich an den PC und las Meldungen über Flüchtlinge vor den europäischen Außengrenzen. Flüchtlinge, die ertranken für den Traum vom besseren Leben. Judith las und las, und als sie den PC runter fuhr, konnte sie nicht mehr schlafen. Sie wälzte sich im Bett herum und sah überall Flüchtlinge, die mit seltsam ergebener Miene in Nusschalen auf dem Ozean schaukelten. Um sechs stand sie auf, kochte Kaffee und entdeckte Ibrahim auf der Dachterrasse. „Ibrahim. Du, es tut mir leid.“

Er nickte abwesend.

„Warum haben deine Eltern Muhammad denn nicht zurückgehalten?“

„Judith“, sofort war wieder Wut in seiner Stimme, „Er hat niemandem gesagt, dass er gehen will. Er wollte nicht, dass man ihn aufhält.“

„Wie viel hast du dafür bezahlt, hierher zu kommen?“

Er schwieg und presste die Lippen zusammen.

„Und wie lange könnte deine Familie davon leben?“

„Du verstehst es nicht.“

„Dann erklär es mir.“

Er seufzte und schloss die Augen. Maya kam in ihrem knallroten Morgenmantel nach draußen geschlurft und setzte sich zu ihnen. Ibrahim öffnete die Augen und sah in den Himmel.

„Bei uns gibt es keine Arbeit. Du hast das Gefühl, die Zeit steht, und das Leben ist anderswo. Europa ist Zukunft. Europa ist Hoffnung. Europa ist Leben. Viele sterben, die in die Boote steigen, aber alle glauben, dass sie es schaffen. Sie träumen davon: Hierher zu kommen, eine Arbeit zu finden, den Eltern Geld für einen Traktor zu schicken, ein Auto zu haben und vielleicht eine Frau. Ich bin fast ertrunken beim ersten Versuch. Aber ich bin nicht zurück. Niemand will zurück, alle schämen sich.“

Judith war an jenem Tag nicht zur Uni gegangen. Sie hatte sich ins Bett gelegt und den fedrigen Wolken zugesehen, die rasch Richtung Osten flogen. Sie hatte immer im Vertrauen gelebt, dass die Zukunft Türen bereithielt, die zu gegebener Zeit vor ihr aufspringen würden. Jetzt versuchte sie sich vorzustellen, wie es war, in einem Gang ohne Türen zu leben. Doch sie schaffte es nicht, und sie fühlte sich schuldig deswegen.

Die nächsten Wochen war Ibrahim unerträglich. Er versuchte ständig seinen Bruder zu erreichen und zuckte bei jedem Anruf zusammen. Jeden Abend hing er am PC und suchte nach Meldungen über Flüchtlinge vor der italienischen Küste.

Er kochte nicht mehr. Er putzte nicht mehr. Er war nicht mehr ansprechbar.

Judith tat er leid, aber Maya war genervt von ihm, und sie stritten sich öfter. Eines Tages ging Ibrahim in die Stadt und kam mit vier Tüten zurück. Sie standen im Flur, und Judith untersuchte sie heimlich. Lackschuhe, zwei chice Hemden und Markenjeans. Die Sachen waren Ibrahim zu klein, er hatte sie wohl für seinen Bruder gekauft. Auf der Arbeit hatte er geklärt, dass er Urlaub nehmen könnte, wenn sein Bruder ankäme, und Judith hatte er nach ihrem Auto gefragt.

Doch es wurde Juli ohne ein Wort von Muhammad. Im August räumte Maya die Tüten in die Abstellkammer. Der September war stürmisch, aber Ibrahim saß auf der Dachterrasse. Im Oktober trug nur die Birke noch Blätter, doch Ibrahim meinte: „Auch im Herbst kommen Boote.“

Für Judith war diese Zeit total unwirklich, und ihr Studium kam ihr plötzlich vor wie ein Spiel. Es war so belanglos geworden, ob man ohne Sprache denken konnte, und auch die Frage, ob es einen freien Willen gab, interessierte sie nicht mehr. Sie saß reglos hinten im Hörsaal und sah schauernd ein stummes Meer vor sich.

Der erste Schnee fiel in jenem Jahr im November.

Judith hatte ihn nachts auf ihr Fenster schweben sehen, doch morgens war er geschmolzen. Es war Sonntag, und sie hoffte, dass Ibrahim noch schlief und den Schnee nicht bemerkt hatte. Sie schlich in die Küche. In der Wohnung rührte sich nichts, und nachdem Judith einen Kaffee getrunken hatte, zog sie sich an und ging laufen. Als sie nach Hause kam, herrschte immer noch diese seltsame Stille im Haus. Es fing an zu regnen, und Judith legte sich ins Bett und sah den Rinnsalen zu. Als sie wach wurde, war es dunkel, und Judith sprang alarmiert aus dem Bett. Maya stand in der Tür zu Ibrahims Zimmer und zog das Federbett ab.

„Was machst du da?“

„Er ist weg.“

„Nach Italien? Ist sein Bruder gekommen?“

„Nein. Einfach weg. Ich soll dich grüßen von ihm.“

Maya hatte die Bettcouch zusammengeklappt, und den PC wieder vors Fenster gerollt. Judith starrte auf den leeren Schreibtisch. Es sah aus, als wenn Ibrahim nie hier gelebt hätte.

„Aber wo ist er denn hin?“

„Keine Ahnung“, Maya zuckte die Achseln und drückte ihr das Federbett in die Arme. „Kannst du das auf den Boden bringen? Ich muss zum Trommeln.“ Sie zog ihre Jacke an und griff ihren Rucksack. Anscheinend spürte sie Judiths Verstörtheit, denn in der Tür zögerte sie, drehte sich noch einmal um und zuckte die Achseln: „C'est la vie, Judith.“

Judith bestrafte sich und abonnierte die Süddeutsche. Sie hielt es drei Wochen lang durch, sich durch die außenpolitische Buchstabenwüsten zu kämpfen. Sudan, Somalia, Irak, Pakistan, sie saß da und zog sich das Elend der Welt rein. Am meisten erschütterten sie die kleinen Meldungen über ertrunkene Flüchtlinge vor den Außengrenzen. Als sie dann las, wie der Wegfall der deutsch-polnischen Grenzkontrollen gefeiert worden war, fing sie an zu weinen, brühte sich einen Minztee und kehrte zu ihren Essays zurück.

In jenem Dezember zeigte der Himmel oft zwei Schichten grau, und Judith saß stundenlang mit angezogenen Beinen im Bett und las ihre Abhandlungen. Sie las sie langsamer als vorher, und sie prüfte die Aussagen länger. Doch wenn sie einen Satz dann gewichtig fand, war es fast noch schöner als früher, ihn laut vor sich hinzumurmeln, um dann die Augen zu schließen, die Worte blitzen zu lassen und mit angehaltenem Atem zu sehen, ob sie über dem stummen Meer standhielten.